

Der Hund.

Von M. Koda Koda.

Stundenlang sah der Knabe auf der Schwelle des kleinen Ladens, in dem seine Mutter waltete. Die Jungen der Nachbarschaft versammelten sich gegen Abend und spielten Murrel in der stillen Nebengasse, selten geföhrt von durchfahrenden Wagen.

Karl hätte gern mitgethan, aber er war zu ungeschickt, zu dumm. Die Jungen neckten ihn, prügelten ihn unter dem Vorwand, daß es zum Spiel gehöre — bis ihm die Mutter das Mithalten ein für allemal verbot.

So sah er stumm und einsam auf der Schwelle. Nur wenn die Stunde kam, wo sein Stiefvater beizutun pflegte, vertrock er sich in die kleine finstere Küche. Das hatte ihn seine Mutter gelehrt.

Manchmal ertappte sie sich selbst darauf, daß sie den Jungen nicht leiden konnte. Gleich darauf that er ihr wieder leid. Sie hätte es nicht in Worte fassen können, was ihr so in's Herz schnitt, wenn sie die traurigen, fragenden Kinderaugen auf sich gerichtet sah. Andere Mütter bezogen ihre Kinder — Frau Leni konnte es nicht; der Kleine war so häßlich — eine Schande, die man verhehlen mußte.

Im ersten Stock des Hauses, über dem Grünzeugladen, wohnte der Leutnant Schubert. Die Frau Leutnant war Frau Lenis Rundschaft. Wenn das Mädchen herunterkam, gab es einen angenehmen kleinen Krach, Frau Leni taufchte ihre Lebenserfahrungen mit denen des Mädchens aus. Karlchen aber erlebte selbige Viertelstunden. Mollu, der Seidenpintsch, war ja mit heruntergekommen.

Ein Hündchen ist besser als die Menschen. Unbeeinflusst von dem Neuherrn erkennt es die Güte des Herrgens. Und so troch Mollu behaglich in Karlchens Schoß, ließ sich das weiche Seidenfellchen glätten und ledte dem Kleinen lieblosend die Hand.

Wenn Frau Leutnant Zeugin besser Zärtlichkeit gewesen wäre — sie hätte ihrem Mädchen indignirt zugerufen: „Wui, nehmen Sie dem häßlichen Kind meinen Hund weg!“ Sie sah es zum Glück nicht.

Mollu war nicht nur eine schöne kleine Hündin, sie war bisher auch sehr stolz gewesen und hatte alljährlich kleinen raffeneren Pinstschern das Leben gegeben. Nur diesmal, das einmal, hatte sie sich vergessen und einen Pflirt mit dem Mops vom zweiten Stock begonnen. Auch der Mopsstamm war nicht ganz ohne Seitenschöpfung — eines Morgens lagen in Mollus Körbchen Hündchen, die bei der reinraffigen Frau Leutnant nichts als Kerger erregten. Fünf Stück wurden allfogleich dem Tode geweiht, das letzte sollte Mollu zuliebe bleiben.

Mollu hatte kein ästhetisches Gefühl — die gröttesten Rassenfehler hörten ihre Mutterfreude nicht. Eines Tages kam das Stubenmädchen in den Grünzeugladen und trug das junge Hündchen in der Schürze. Sie wollte es zum Kohlenhändler tragen. Er hatte sich erbötigen, es irgend wem zu schenken.

„Ach, ach“, rief Karlchen. Nichts weiter. Aber in diesem Seufzer lag der ganze Reid auf den Glücklichen, der das kleine, weiche, warme Thierchen haben, immer um sich haben würde.

Die Grünzeughändlerin sah ihren Sohn verlassen auf der Schwelle lauern, wie er den jungen Hund mit beiden Händen ans Herz drückte, in den Augen ein ungläubiges Staunen, daß einem Sterblichen ein solches Geschenk beschieden sein könne. — Und ihre schien es, als paktten die beiden herzlich zusammen: das häßliche, unwillig geduldete Kind und der häßliche, in die Armut gestohene Hund.

„Möchtest Du ihn haben, Karlchen?“ fragten beide zugleich, — die Mutter und das Stubenmädchen. „Ach, Mu ... Mutter, wenn i ... ich ihn bekäm ...“

um zum Ausgangspunkte zurückzukehren, die Erfahrung, woher Karlchens Stimme scholl, — sie lehrte ihn, Karlchen zu folgen.

Doch Lotti war bald selbständiger als Karl. Da war es der Junge, der ängstlich dem Hund nachließ, wenn er in seinem Wissensdrang die ganze große Welt erkennen wollte.

Lotti kam darauf, daß ihnen beiden alles feind war. Vor allem die Jungen, die ihn reizten, verfolgten und verhöhnten. Dann brachte Karlchen einen wahren Löwenmuth auf, um seinen Hund zu retten. Gewöhnlich mußte freilich die Mutter dazwischen.

Der Sonntag erweckte keine Furcht mehr in ihm. Er war ja nicht mehr allein. Der kleine struppige Kamerad war bei ihm — wenn er des Abends das Töpfchen Kaffee aus der Röhre nahm, theilten sie das Mahl; aßen und legten sich gesättigt miteinander auf Karlchens Lager. Karlchen schlief ein — Lotti im Arm. Ihn schredte nicht mehr das Dunkel, in das er früher einsam, stundenlang gestarrt hatte, das sich vor seinen Augen mit schredlichen Gestalten belebte.

Lotti aber ward der langen Nachmittage satt, die er im engen Küchenraum verbringen sollte. Er stellte sich vor die versperrte Thüre und tratzte und winzelte. Sein Herr schüttelte den Kopf. Er zeigte Lotti, daß die Thüre verschlossen war. Da sprang Lotti auf das Fensterbrett und klappte.

Karlchen begriff ihn plötzlich. „Du dummes Karlchen,“ meinte Lotti, „öffne doch das Fenster. Es ist niedrig — Du und ich können prächtig hinausklettern.“

Karlchen blidte hinaus. Der Hof war leer und still. Aber — aber er hatte zu große Furcht vor der Welt draußen, wenn keine Mutter so weit entfernt war. Wer wird die bösen Jungen verschrecken, wenn sie nach ihm schlagen? — Lotti war unzufrieden mit seinem feigen Herrn, vertrock sich unter den Rücken und — schmolte.

Am Abend bat Karlchen Lotti um Verzeihung. Nächsten Sonntag — ja gewiß — da werden sie durch das Fenster klettern. Da söhnte sich Lotti mit ihm aus, ledte ihm freundlich die Hand, und sie schliefen ein.

Karlchen sah diesem Sonntag bang entgegen. Wenn es doch regnen wollte — in Strömen regnen! Dann blieben Vater und Mutter zu Haus, oder sie gingen zur Tauspathin, und dorthin durften sie beide mit — Lotti und er.

Der liebe Gott nahm aber auf Karlchens Bitten keine Rücksicht. Der Sonntag Nachmittage war herrlich, das Ehepaar zog schon um 4 Uhr aus — zum „Weißen Storch.“

Karlchen und Lotti blieben in der halbdunkeln Küche. Lotti nagte an einem alten Knochen. Karl beobachtete den Hund ängstlich; wird er ihn an sein Versprechen erinnern? wird er hinaus wollen in den sonnigen Tag?

„Nein — nicht wahr? — wir bleiben hier. Mutter wäre böse und thät uns beide prügeln. Und erst der Vater! Dente Dir, Du bekämst Schläge! Nur darum nicht — damit Du nicht Schläge bekommst. Grade nur darum nicht.“

Als hätte ihn Karlchens Bitte eben erinnert, ließ der Hund den Knochen liegen und ließ zur Thüre; er sprang auf's Fensterbänchen, drückte sein schwarzes Mopsnäschen an die Scheiben und winzelte leise.

„Baden wir Karlchens Hund in der Donau,“ schrie plötzlich der GröÙe. „Ja, ja, baden wir ihn!“

Der GröÙe rief Lotti aus Karlchens Armen, und die Jungenschar stob die Straße entlang. Karlchen ihnen nach. Den Mund aufgerissen wie zu einem wilden Schrei.

Vor ihm die johlenden Jungen. Er sah immerfort den GröÙen, der Lotti trug. Die wenigen Menschen vor den Thüren schimpften hinterdrein. Die Jungen liefen an die Donau, den Steg einer aufgelassenen Dampferstation entlang, und von dort aus schleuderten sie Lotti in's Wasser.

Karlchen erreichte sie gerade. Er drängte sich durch ihre Reihen. Sein Mund entfloß der Schrei, der auf seinen Lippen erstarrt war: „Lotti — ach — Lotti!“

Ohne Zaudern sprang er seinem Lotti nach. Ehe sich die Jungen noch recht besonnen hatten, waren Beide — Herr und Hund — in den Wellen verschwunden.

Die Glückssteine.

In England hat die Mode wieder die alte schöne Sitte eingeföhrt, zu Geburtstagen, als Brautgeschenk und bei ähnlichen Gelegenheiten einen Ring oder ein anderes Schmuckstück zu schenken, das mit einem Geburtsstein geschmückt ist. Der Brauch der Geburtssteine ist in England sehr alt und ist dadurch entstanden, daß man gewöhnlich Edelsteine eine besondere magische Kraft zugeschrieben hat, die jedoch nur in ganz bestimmten Monaten in Wirkung treten kann. Der Stein, dessen Wirkung dann gerade auf den betreffenden Monat fällt, in dem der Geburtstag des Geburtentpängers liegt, ist der Geburtsstein desselben. Gleichzeitig verbindet jedoch der Volksmund mit diesen Steinen auch noch die Fähigkeit, daß sie auf ihren Träger und den, der mit ihm zusammenkommt, gewisse heilsame Wirkungen, die sich besonders auf Charaktereigenschaften erstrecken, ausüben. So wird dem Granat, der gleichzeitig der Stein des Jahres ist, unter anderen die Eigenschaft zugeschrieben, seinen Träger oder die Trägerin dauernd mit Treue und Liebe zu umgeben und würdig für beide zu machen. Junge Mädchen, die den Stein tragen, werden den Geliebten an sich zu fesseln vermögen und mehr des Angenehmen und Schönen aus dem unerlößlichen Born der Liebeständelei gewinnen. Granaten werden jetzt sehr viel als Brautgeschenk gegeben, und ein Brautvater überreichte vor einiger Zeit gelegentlich einer fashionablen Hochzeit allen Damen, die an derselben theilnahmen, einen mit einem Granat geschmückten Ring: ein ebenso sinniges wie aufmerksames Geschenk.

Der Amethyst ist der Glücksstein der im Februar Geborenen und hat außerdem noch den unvergleichlichen Vorzug, seinen Träger sanft und mild im Wesen zu machen und ihn an ungerechten Zornausbrüchen zu hindern.

Dem Amethyst entgegengesetzt ist gerade der Blaustein. Die englische Sitte schreibt ihn für Geschenke während des März vor, da er jedoch dem Träger einen heißblütigen und muthigen Charakter verleiht, so ist sein Tragen nicht ohne Gefahr, und die Trägerin findet in dem Rufe, etwas unverträglich zu sein.

Wenn man die Menschen nach dem Werth der Steine, die sie zu tragen haben, einschätzen wollte, so würden die Aprilsteine sicher am besten wegkommen. Ihr Stein ist der Diamant. Aber obgleich er der König der Steine ist, so schreibt ihm die Sage nicht die Kraft zu, Reichthum zu erwerben; seine Träger müssen sich mit einem Leben begnügen, das ihnen, wenn es auch irdische Güter nicht ausschließt, in erster Linie, Glück, Liebe und Freundschaft verspricht. Werthe, die von Vielen für löstlicher gehalten werden als Geld und alte Reichthümer. Der Stein des Mai ist der Smaragd, einer der löstlichsten Edelsteine, die uns die Erde schenkt. Glücklich, wer ihn trägt; denn sein Besizer ist sicher vor Lug und Trug, da der Stein seines Ringes den Glanz verliert, wenn sich ihm Jemand nähert, der Unredlichkeit im Herzen trägt. Während der Junistein, der Akat, Reichthum, Glück, Gesundheit und langes Leben verspricht, gleich der Rubin in Vielem seinem Bruder aus dem Mai: denn Uebelwollen und Teufelswerk verschwinden vor seiner Kraft, und sein Träger ist geschützt gegen die unterirdischen Mächte, die bösen Geister und ihre Ansetzungen. Ähnliche magische Kräfte besitzt auch der Saphir, der Stein des September, denn er vertreibt Krankheiten und zuweilen auch den Tod. Der Saphir spielt in der heilunde der Alten eine ziemliche Rolle. Die Frauen werden wohl gern auf die beiden Steine verzichten, wenn sie den Sardoniz tragen; denn sicher wird seine Trägerin ein glückliches Eheleben führen und stets die Liebe ihres Gatten besitzen. Der

Sardoniz ist der Stein des Monats August, Oktober und November werden durch den Opal und den Topas repräsentirt. Hoffnung ist das Emblem des ersten, während der Topas Freundschaft und Liebe bringt. Der Turkis, für Dezember, beschließt die Reihe mit einem Versprechen von Reichthum und Segen.

Wahre Geschichten.

Der Feldwebel sprach: „Hiermit stehe ich Euch den neuen Fahnenjunker, Herrn ... vor. Er ist ein studierter Mann und wird bald unser Vorgesetzter sein. Ich bitte mir aus, daß Ihr ihn anfänglich behandelt, daß keiner Du zu ihm sagt, daß keiner lacht über ihn, wenn er etwas fragt; sondern Ihr müßt bedenken, daß Ihr auch einmal so dumm wart.“

Ein reicher Fabrikant, der es aber nur bis zur Würde eines königlich preussischen Gezeiten gebracht hatte, bekam bei einer Reserve-Übung eines schönen Sonntags auch mal Urlaub und fuhr — erster Klasse natürlich — heim vom Schießplatz zu seiner Frau. Seelenvergnügt schlenderte er vom Bahnhof zu seinem Hause, in dessen Thüre aber sein Dienstmädchen mit einem Untertassier steht. Pflichtschuldigt reißt der Herr Gezeiten die Hosen zusammen: „Gehalten, durchtreten zu dürfen!“

Ein patriotischer Mann hat, um den Gorgehang in der Arme zu fördern, dem Kriegsministerium Partituren nebst Stimmen des Liedes: „Deutschland, Deutschland über alles ...“ überwiesen. Das Generalkommando schickt diese den Divisionen zur weiteren Vertheilung zu. Was erbielt nun wohl das X. Fußartillerie-Regiment in B.?

4 Stimmen I. Baß, 5 Stimmen II. Baß. Karl und Hedi sind zwei recht lebhaft Kinder. Untel Ludwig stellt ihnen die ruhigen und folgamen Nachbarskinder als Mutter hin. Gelassen hören die Kleinen zu, dann meint Hedi: „Wenn wir mal brav sind, dann kommt Mama gleich mit dem Thermometer und mißt unsere Temperatur.“

In einer kleinen Residenz bricht eine junge Dame beim Schlittschuhlaufen auf dem Eis ein. Ein Schauspieler rettet sie mit Gefahr seines Lebens nach großer Mühe. Die junge Dame — aus einem hochadeligen Hause — kommt mit einem Nervenfieber davon. Als sie sich auf dem Wege der Besserung befindet, macht der Retter Besuch in dem Hause, um sich nach dem Befinden der Gezeiten zu erkundigen. Der Vater, ein äußerst feudaler Herr, sprach: „Lieber wäre es mir gewesen, wenn es kein Schauspieler gewesen wäre — und damit wollen wir die Sache als erledigt betrachten.“

Der Herr Oberst von der Pstropfen, als schneller Lebemann bekannt, besichtigt ein detachirtes Bataillon. Bei Besprechung der Personalien macht ihm der Major die vertrauliche Mittheilung, daß Leutnant Schnauß Schulden habe. So unangenehm von der Pstropfen die Besprechung derartiger Affären ist, — er muß sich, einer höheren Anordnung entsprechend, den jungen Mann durch den Bataillonskommandeur vorstellen lassen. Dabei entspinnt sich folgendes kurze Gespräch:

Oberst: „Herr Leutnant, Sie haben Schulden?“ Leutnant: „Befehl, Herr Oberst!“ Oberst: „Warum bezahlen Sie Ihre Schulden nicht?“ Leutnant: „Geldmangel, Herr Oberst!“ Oberst: „So — und wenn Sie Geld hätten, würden Sie Ihre Schulden bezahlen?“ Leutnant: „Befehl, Herr Oberst!“ Oberst (zum Bataillonskommandeur): „Naja — was woll'n Sie denn dann eigentlich, Herr Major?“

Am „deutschen Meer“ liegt ein Kriegshafen; dieser Kriegshafen wird durch Forts geschützt; diese Forts dienen zu Inspektionen und diese Inspektionen geben Veranlassung, alles Mögliche und Unmögliche zu pugen, zu scheuern und anzustreichen — zu malen — wie der Seemann sagt.

Der Admiral inspizirt und richtet eine Frage an einen Offizier seiner Umgebung, der nicht gleich Bescheid weiß, so daß eine übereifrige Ordonnanz statt dessen antworten will. Aber: „Schweigen Sie, bis Sie gefragt sind!“ wird er abgefertigt.

Die lange Musterung hat ermüdet und der Admiral steuert mit seinem Stabe auf eine frisch gemalte Kanone zu, um auszuruben. Während sich alles auf die Lafette setzt, macht die in respektvoller Entfernung stehen gebliebene Ordonnanz ein so betretenes Gesicht, daß der Admiral ihr zuruft, was denn los sei?

„Die Lafetten sind frisch gemalt.“ „Warum haben Sie das nicht gleich gesagt?“ „Der Herr Admiral hatten mich nicht gefragt!“

Bei meinem jüngsten Aufenthalt in der belgischen Hauptstadt besuchte ich auch das königliche Schloß. Nachdem wir die prächtigen Räume durchschritten hatten, führte uns der alte Führer zum Schluß auch in den Abnensoal, von dessen Wänden die seligen Vorfahren des königlichen Besitzers den Beschauer stumm und erst anblidten. Bewundernd standen wir vor den Gemälden, ein Stück Geschichte zog an unserer Auge vorbei; in Gebanten versunken, empfand wohl jeder das gleiche Gefühl, wie Alles auf Erden vergänglich ist.

Bald waren jedoch die sentimentalen Stimmungen verflogen, als die monotone Stimme des Führers erläutend bemerkte: „Die Originale, meine Herrschaften, befinden sich in Amerika.“

Eine Trauung im Löwenthale.

Wie aus Glasgow in Schottland mitgetheilt wird, fand dort dieser Tage in dem Vostod-Dschungel vor zahlreich versammelten Zuschauern eine Trauung in einem großen Käfig statt, der mehreren abgerichteten Löwen zum Aufenthalt dient. Der Thierbändiger Gaston reichte der Bändigerin Miß Mary Macdie die Hand zum Lebensbunde, und der Reverend Vlobb Morris von der Hutcherson-Kirche hatte sich bereit erklärt, die Ceremonie an dem so gefährlichen Orte zu vollziehen. Im letzten Moment wäre die Trauung beinahe verhindert worden; zwar nicht durch einen der sich merkwürdig ruhig verhaltenden Wästenbewohner, sondern durch einen Boten, der einen Protest des Kollegiums der Glasgower Kirchenräthe überbrachte. Der Geistliche mußte infolge dessen von der Erfüllung seiner Aufgabe absehen. Es konnte jedoch schnell ein weniger strupploser und ebenso furchtloser Redner herbeigeschafft werden, und so kam das Publikum nicht um den seltenen Genuß, ein liebendes Paar im Löwenthale getraut zu sehen.

Nach 34 Jahren aus dem Zuchthaus entlassen.

Aus dem Naabiter Jellengefängniß wurde unlängst ein Mann der Freiheit wiedergegeben, der im Jahre 1876 wegen Mordes zum Tode verurtheilt, aber vom Kaiser Wilhelm I. zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe begnadigt worden war. Damals ein Mann von 26 Jahren, hatte er, um einen Einbruch auszuführen, einen Menschen erschlagen. Nun ist er durch die Gnade des Kaisers der Freiheit wiedergegeben worden, und die Anzeichen sprechen dafür, daß er für den Rest seiner Tage noch ein nütliches Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft werden wird. Man hat ihm entsprechend seiner Profession, die er auch im Zuchthause ausgeübt hat, eine Stellung befohrt.

Wie ein Kind mußte der Mann zunächst draußen in Obhut genommen werden. In dem Strahengewür, der inzwischen zur Millionenstadt angewachsenen Reichshauptstadt benach er sich wie ein zitternder Knabe. Vieles war ihm neu. Die elektrische Straßenbahn, die Radfahrer, die Stadt- und Hochbahn, und gar erst die Automobile — all dies gab es noch nicht, als ihn die Kerkermauern aufnahmen. Die Direktion der Strafanstalt befehlt den Mann solange unter Obhut, bis der jetzt Sechzigjährige sich in die neuen Verhältnisse draußen ein wenig wieder hineingefunden hatte.

Der antihygienische „Chantecler“.

Aus Paris schreibt man dem „N. W. Z.“: Die Direktion des Porte-St. Martin-Theaters sieht sich einer überraschenden Kalamität gegenüber: die Mitglieder der Truppe, besonders die Damen, weigern sich, ihre Rollen in Kostüben „Chantecler“ längere Zeit hindurch zu spielen, da sie behaupten,

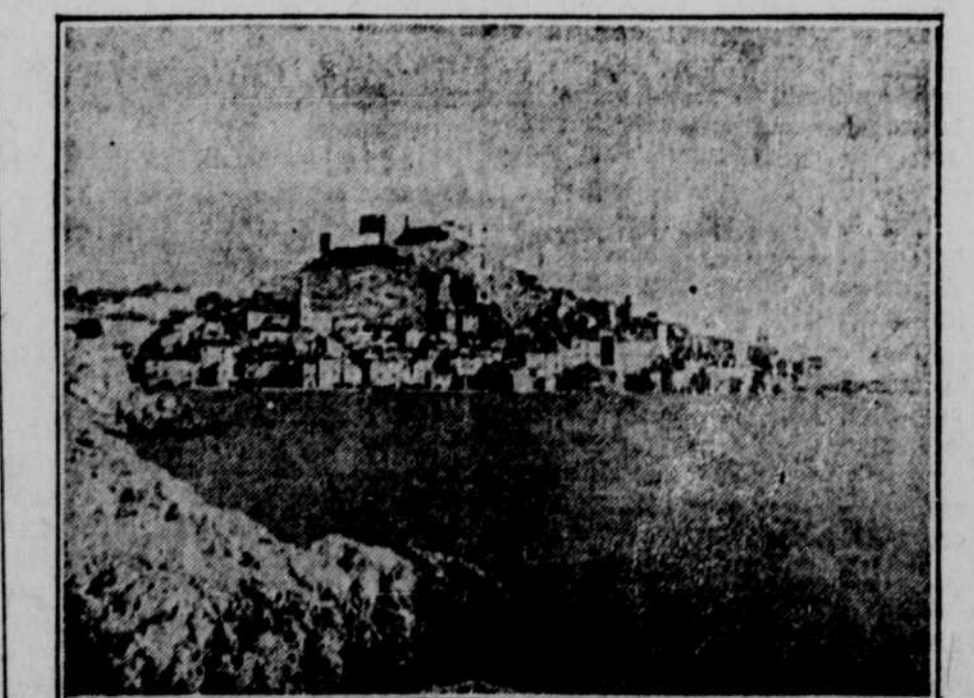
daß ihnen die Federkostüme Hautkrankheiten zuziehen! Sicher ist, daß besonders unter den Herren zur Zeit ein wahrer Streit herrscht; eine nach der anderen gibt die Rolle zurück und sträubt sich energisch dagegen, weiter „gefiebert“ mitzutun. Die Federkostüme sind nämlich nicht nur schier unerträglich heiß, sie irritiren auch die Haut trotz Waffirung und Seidenfutter; die armen Herren klagen über Rötthe und Jucken, einige sogar über ausgesprochene Ausschläge. Die männlichen Darsteller, deren Epidermis weniger empfindlich ist, sind trotzdem zu allerlei hygienischen Vorichtsmaßregeln genöhigt, Bäder direkt nach der Vorstellung, Frittionen u. s. w.; aber auch sie machen die Federkostüme zusehends nervöser, und Guitty weigert sich energisch, seine Hahnenrolle auch in der besseren Jahreszeit zu spielen. Gaspoux will aus gleichen Gründen nicht einmal das Londoner Season „Chantecler“ Gastspiel mitmachen; Madame Simone, die Fasanenhenne, ebenfalls nicht, obgleich sie, wie es heißt, beim „Chantecler“ Unternehmen finanziell sehr stark theilhaftig ist. Die kleinen Epidermiker verlangen Ertragzulagen, um sich entsprechend pflegen zu können. Ja, das Blatt hat sich gewendet. Bevor „Chantecler“ gegeben wurde, galt es in Pariser Künstlerkreisen als direkter Adelstitel, selbst in der kleinsten Rolle mitspielen zu dürfen, und jetzt will selbst die blutigste Anfängerin im Interesse der Kunst nicht mehr, wie man im Volksmunde so drastisch sagt, „ihre Haut zu Marke tragen“.

Seine Moskito mehr. Der gefährlichste Feind der Menschheit, der niederträchtigste Wulfsauger auf diesem Kontinent, der Moskito, ist nicht mehr. Das heißt, soweit sein bisheriges Paradies, die Marschen von New Jersey, in Betracht kommt, ist er vertrieben. Das Mittel war ein Wagen mit Petroleum, der täglich die Marschen absuchte und seinen Inhalt unachtsamlich auf die Bruststätten der Weir ergoß. Das hält kein Moskito auf die Dauer aus.

Triumphirend verkündet Manoe Witten von Jersey City und der Staatsentomologe W. S. Smith, daß es ihnen und den Nachbarkräften endlich gelungen sei, die Geißel der Menschheit im Sommer völlig auszurotten und daß man in der kommenden Saison keine Völkerverwanderung der Plagegeister zu befürchten habe. Man wird diese Vorhaft mit unverbeßelter Freude vernehmen, denn keine „Einwanderung“ war unentwünscht, als die der blutlaugenden Vießer, die am Spätnachmittage an die Arbeit gingen und bis gegen Morgen Liebeszeit thaten, um sich, satt getroffen, wieder nach den heimischen Penalen von Jersey zu begeben und am anderen Tage auf neuen Raub auszugehen.

Der neue österreichische Kriegshafen. Mit der Umgestaltung des dalmatischen Hafenorts Sebenico zum modernen Kriegshafen erhält die österreichische Flotte im Adriatischen Meer einen Stützpunkt ersten Ranges, der dem Kriegshafen Pola in strategischer Beziehung noch überlegen ist. Oesterreich nimmt mit diesem jüngst beschlossenen Ausbau übrigens einen alten Plan wieder auf: schon im Jahre 1866, als nach dem italienischen Feldzuge Venedig an Italien fiel, wurde die Frage ventilirt, ob Pola oder Sebenico zum Kriegshafen ausgebaut werden solle, und die Wahl fiel damals auf Pola, trotzdem das an der Mündung des Rada gelegene, amphitheatralisch aufsteigende Hafenstädtchen Sebenico durch die vorgelagerten Inseln, die leicht besetzt werden können, und die natürliche Hafeneinfahrt zum Flottenstützpunkt fast prädestinirt erschien.

„Sieh nur die Elsa dort drüben! Die hat schon falsche Haare.“ „Ja, und die sind nicht einmal echt.“



Sebenico, der neue österreichische Kriegshafen.